

Aus handschriftlichen Aufzeichnungen übertragen.

Walter Schmithals / Predigt im Kantatengottesdienst / Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche

- 3. November 1990 / Kantate 188 „Ich habe meine Zuversicht“
- Schriftlesung: Epheser 6, 10 – 17, Johannes 4, 47 – 54
- Gemeindelied: O König Jesu Christe

Liebe Gemeinde!

„Ich habe meine Zuversicht  
auf den getreuen Gott gericht‘t“  
so beginnt die heutige Kantate zum 21. Sonntag nach Trinitatis und sie schließt  
mit der Choralstrophe  
„Auf meinen lieben Gott  
trau ich in Angst und Not.“

Als Beispiel solchen Vertrauens angesichts von menschlicher Not und Ausweglosigkeit hat der  
Textdichter Christian Friedrich Henrici, der sich Picander nannte, das Evangelium von der Heilung in  
Kapernaum verstanden. Als der Sohn des königlichen Beamten auf den Tod krank darniederlag, setzte er  
seine ganze Zuversicht darauf, dass Jesus ihm helfen würde und solches Vertrauen wurde nicht  
enttäuscht.

Nun könnten wir fragen, ob unser Evangelium hinreichend erfasst ist, wenn wir es so in so unmittelbare  
Beziehung zu unseren eigenen leiblichen Nöten und Sackgassen setzen. Wir verzichten darauf, dieser  
Frage nachzugehen, denn so oder so stellen uns das Evangelium und seine Auslegung in der Kantate vor  
die Frage nach unserem Gottvertrauen und zwar nicht zuletzt angesichts der Erfahrung, dass unsere  
Hilferufe nicht immer so schnell und gut gehört werden wie die Bitte des königlichen Beamten erhört  
wurde. Oft genug steht ja am Ende unserer Wege nicht das von Herzen kommende „Nun danket alle,  
Gott“, sondern die skeptische Frage: „Warum muss ich dies Leid ertragen?“.

Dann mag man mit dem Choral bekennen:

„Er kann mich allzeit retten  
aus Trübsal, Angst und Nöten“.

Diese Überzeugung wird angefochten von der Erkenntnis: Er hat es aber nicht getan. Warum schweigt  
Gott, wo er doch unseres Erachtens reden müsste? Warum greift er mit seiner starken Hand nicht zu,  
wo der Mensch seinen Arm gegen seinesgleichen erhebt?

Nach Auschwitz, nach Stalingrad, so konnte und so kann man hören, könne man nicht mehr singen:  
„Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret“. Auch der fromme Sinn braucht sich solcher Gedanken  
nicht zu schämen, hört er doch auch Jesus am Kreuz rufen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich  
verlassen.

]Auch der Dichter unserer Kantate macht sich insofern nichts vor.

„Unerforschlich ist die Weise,  
wie der Herr die Seinen führt.“

Wer daran glaubt, dass das Menschenleben wie auch das große Weltgeschick in Gottes Händen ruht, weiß zugleich um die Verborgenheit Gottes, dem das Geschöpf aus Fleisch und Blut keine Vorschriften machen und nicht vor sein Gericht ziehen kann.

Mir hat als Kind einmal das Bild eingeleuchtet, uns zeige sich das Leben wie die Rückseite eines Teppichs, auf dem die Fäden scheinbar sinnlos kreuz und quer verlaufen. Gott aber habe diesen Teppich von seiner Oberseite vor sich, wo die uns wirr erscheinenden Fäden ein schönes Muster bilden und sich sinnvoll zusammenfügen. Das ist ein tröstliches Bild, aber die Erfahrung des Lebens lässt daran zweifeln, ob wir Gott so leicht auf die Spur kommen. Dass seine Gedanken nicht unsere Gedanken und seine Wege nicht unsere Wege sind, ist doch wohl noch ernster zu nehmen als dieses Bild.

Luther hat einmal gesagt, auf der höchsten Stufe der Erwählung – d. h. in vollkommenstem Gottvertrauen – stünden diejenigen, die sich dem Willen Gottes gemäß in das Los der Hölle fügen, im Sinne der verzweifelten Hoffnung, die der Beter des 139. Psalms ausspricht: „Bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist du auch da.“

Das heißt doch auch, dass Gottvertrauen nicht auf der Überzeugung beruht, dass alle Fäden unseres Lebensgeschicks sich einmal zu einem harmonischen Bild fügen, wie es uns gefällt, sondern dass Gottvertrauen über all unser Wissen und Verstehen Vertrauen auf Gott selbst ist, dem Satz entsprechend: Lieber mit Gott in der Hölle, als ohne ihn im Himmel.

Es ist leicht, Vertrauen zu fassen, wenn unsere Wege, zumal wenn sie durch die Tiefe von Leid und Schuld führen, zu einem Ziel gelangen, wo wir aus vollem Herzen singen können:

„Lobe den Herrn, der deinen Stand sichtbar gesegnet.“

Vertrauen bewährt sich aber dort, wo wir genötigt sind, zu singen: „Lobe den Herrn, o meine Seele, ich will ihn loben bis in den Tod.“

Jeder unter uns weiß von beidem sein Lied zu singen, aber nur miteinander ist es das Lied der Zuversicht und des Vertrauens auf die Treue Gottes.

Manchmal enthüllen sich unbegreifliche Wege, die wir geführt wurden, hinterher als sinnvoll.

Oft aber bleibt unser „Warum?“, mögen wir es noch so dringlich fragen, ohne Antwort.

Gerade dann, wenn wir in das Dunkel hinein vertrauen, bewährt sich, dass Gott unsere Zuversicht und Stärke ist.

Wir haben in den verflossenen 12 Monaten, zumal in unserer Stadt Berlin, oft Grund gehabt, ein Te Deum anzustimmen: „Großer Gott, wir loben dich“. Dass wir immer noch verwundert sind über den Wandel der Dinge: im Osten, im Verhältnis von Ost und West, in unserer Stadt, zeigt, dass wir wenig Grund haben, uns zu loben, und viel Anlass, den zu preisen, der, wie der Glauben bekennt, die Zeit und die Welt in seinen Händen hält.

Aber Zuversicht zu Gottes Treue und Weisheit war ja auch zuvor und ist noch immer geboten angesichts all der unaufgehellten Dunkelheiten, die allein in unserer Lebenszeit über dieser Stadt liegen: 1914, 1918, 1933, 1939, 1945, 1961 – Jahreszahlen, die uns nach wie vor erschrecken und anfechten, wenn wir singen:

„Steht all in seinen Händen“.

Zuversicht und Gottvertrauen erwachsen nur begrenzt aus dem, was vor Augen liegt; sie müssen sehr oft gegen den Augenschein gewonnen werden. Gottvertrauen ist glaubendes Vertrauen.

„Dennoch bleibe ich stets an Dir.  
Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten,  
so bist du doch, Gott, meines Herzens Trost und mein Teil“ .

Oder, wie es im Rezitativ der Kantate heißt: ...

„Und wollte mich der Herr auch töten,  
so hoff ich doch auf ihn“.

Billiger ist Vertrauen nicht zu haben – übrigens auch in dieser Welt nicht. Ich kann meinen Nächsten durch einen Detektiv beobachten lassen oder ich kann ihm vertrauen- beides zugleich geht nicht.

Das Vertrauen erwächst aus Erfahrung, aber Vertrauen bleibt immer auch Wagnis, Wagnis aus Erfahrung. Wagnis aus Erfahrung und zugleich gegen Erfahrung ist auch die Zuversicht des Glaubens. Nicht der Wissende, wohl aber der Glaubende spricht mit der Kantate:

Auf meinen lieben Gott,  
trau ich in Angst und Not.